

■ Hellenistisches Judentum

Das Wort „hellenismos“ im Sinne von „griechischer Lebensweise“ ist zum ersten Mal in 2 Makk 4,13 belegt – vielleicht hat Jason von Kyrene, dessen Geschichtswerk dem Zweiten Makkabäerbuch zugrunde liegt, es selbst geprägt. Zusammen mit „allophylismos“ – „Aneignung fremder Sitten“ –

bildet es den Gegenpol zum „loutaismos“, dem Leben nach den eigenen, jüdischen Sitten und den väterlichen Gesetzen. Der Aufstand des Judas Makkabaios und seiner Brüder wird als Widerstand gegen die „Hellenisierung“ Judäas unter dem Seleukidenkönig Antiochos IV. dargestellt.

Merkwürdig nur, dass Judas nach der Einnahme Jerusalems das meiste von dem, was als „griechisch“ verurteilt wird, gar nicht ändert: Jerusalem bleibt weiterhin eine Polis mit Gymnasion (Kampfbahn, in der nackt gekämpft wurde) und Ephebie (Ausbildungsstätte für Jünglinge in versch. Disziplinen, u. a. Bogenschießen, Speerwurf). Nur die Änderungen, die Antiochos IV. zwangsweise am Tempelkult vorgenommen hatte, die Weihung des Tempels für Zeus Olympios und vermutlich die Aufstellung eines Kultbildes des Königs, werden rückgängig gemacht. Und noch merkwürdiger, dass Jasons Geschichtswerk und auch seine Kurzfassung, das Zweite Makkabäerbuch, auf Griechisch geschrieben sind. Sie stellen Musterbeispiele hellenistischer Historiographie dar und sind ganz und gar griechischen Ideen und Werten verpflichtet.

Schon mit dem Erstbeleg des Wortes „hellenismos“ scheint also irgendetwas „nicht in Ordnung“ zu sein – und dementsprechend ist beinahe alles, was man zum Thema „Hellenismus und Judentum“ oder gar „Hellenistisches Judentum“ sagt, umstritten. Im Folgenden kann es deshalb nur darum gehen, die Entwicklung der Forschung grob und hoffentlich halbwegs plausibel und vertretbar nachzuzeichnen.

Hellenismus

Doch zunächst ist zu klären, was überhaupt „Hellenismus“ sein soll. Der von „hellenismos“ abgeleitete Begriff „Hellenismus“ geht auf den deutschen Historiker Johann Gustav Droysen (1808–1884) zurück. Als Epoche in der Geschichte der Antike bezeichnet er üblicherweise die Zeit von den Eroberungszügen Alexanders des Großen (334 v. Chr.) bis zum Ende des Ptolemäerreiches (30 v. Chr.). Sie ist davon geprägt, dass die Generäle Alexanders nach dessen Tod und den sog. Diadochenkriegen (323–301 v. Chr.) drei konkurrierende

Königreiche begründeten: das Ptolemäerreich mit Kernland Ägypten, das Seleukidenreich mit Kernland Syrien und das Antigonidenreich mit Kernland Makedonien.

Judäa war zunächst unter ptolemäischer Herrschaft (301–200 v. Chr.), dann unter seleukidischer (200–64 v. Chr.). Allerdings gelang es den Makkabäern ab ca. 140 v. Chr., ein de facto unabhängiges jüdisches Fürstentum bzw. Königreich zu etablieren. Eine große Zahl von Juden lebte außerhalb Judäas in der Diaspora, vor allem in Ägypten (Alexandria) und in Kleinasien.

Klar ist, dass die politischen Entwicklungen zu einem verstärkten Kulturkontakt zwischen Griechen und den Völkern östlich und südöstlich des Mittelmeers führten – unter ihnen auch die Judäer. Solche Kontakte gab es natürlich schon zuvor. Doch nach den Alexanderzügen bekamen sie eine neue Quantität und Qualität. Griechische Soldaten, Händler, Techniker und Verwalter siedelten dauerhaft im Osten. Griechische Sprache, Architektur, Technik, Lebensweise, Philosophie und Religion breiteten sich aus. Droysen meinte, dass es dabei um die gezielte Herstellung einer griechisch-orientalischen Mischkultur ging. Darin sah er eine Art heilsgeschichtlicher Vorbereitung des Christentums (*praeparatio evangelica*): die Entstehung der Kultur, aus der sich später das Christentum entwickeln und in der es sich ausbreiten sollte.

„Hellenistisches Judentum“ versus „Palästinisches Judentum“

Diese Grundidee wurde in der Religionsgeschichtlichen Schule Anfang des 20. Jahrhunderts und dann mit großem Einfluss auf die weitere Forschung von Rudolf Bultmann aufgenommen. Man ging von einer großen Differenz zwischen dem palästinischen Judentum (dem Vorläufer des späteren

rabbinischen Judentums) und dem hellenistischen Judentum der Diaspora im östlichen Mittelmeerraum aus. Während das palästinische „Spätjudentum“ als „gesetzlich“ charakterisiert wurde, galt das hellenistische Judentum als Wiege des Christentums. Dieses habe – neben starken Einflüssen aus der Gnosis und den Mysterienreligionen – die Konzentration des hellenistischen Judentums auf einen ethischen Monotheismus aufgenommen, seine rituellen Elemente wie Beschneidung, Sabbat und Speisegebote hingegen ausgeschieden. So sei der Weg für die erfolgreiche Mission unter den „Heiden“ frei geworden.

Man findet vor allem in populären, manchmal auch in religionspädagogischen Werken noch immer Spuren dieses Modells. Die Forschung hat es inzwischen weit hinter sich gelassen. Einerseits haben neue Textfunde und neue Herangehensweisen an bekannte Texte dazu geführt, dass viele Annahmen hinterfragt wurden: Dass z.B. die Attraktivität des Judentums für Nichtjuden der Antike in dessen ethischem Monotheismus bestanden habe, während die Riten sozusagen „Hürden“ gewesen seien, die das frühe Christentum aus dem Weg räumte, lässt sich so an den Texten nicht zeigen. Gerade jüdische Riten wie der Sabbat und das koschere Essen zogen Nichtjuden an.

Andererseits steht dieses Forschungsmodell insbesondere in der Kritik, ja ist beinahe eine Art „Buhmann“ geworden, weil es inhärent antijüdisch sei. Das gibt die Selbsteinschätzung und auch die politische Ausrichtung einiger seiner Vertreter sicher nicht ganz fair wieder, lässt sich aber in vielerlei Hinsicht kaum bestreiten. Das Christentum wird hier auf Kosten eines als nationalistisch und gesetzlich verzeichneten palästinischen Judentums profiliert;

das hellenistische Judentum tut seinen Dienst als Steigbügelhalter des siegreichen Christentums – und darf dann aus der Geschichte verschwinden. Das rabbinische Judentum streift – angeblich – alles Griechische ab und wird wieder zu einer orientalischen Religion.

„Judentum und Hellenismus“

In den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts kam es zu einer deutlichen Neuausrichtung. Eine wichtige Rolle spielte dabei der Tübinger Neutestamentler Martin Hengel. Seine Habilitationsschrift „Judentum und Hellenismus“ (1967) hinterfragte grundsätzlich die Unterscheidung zwischen hellenistischem und palästinischem Judentum. Die monumentale Materialsammlung zeigt, dass auch Judäa seit der Alexanderzeit griechischen Einflüssen ausgesetzt war. Dies so sehr und so tiefgreifend, dass es zum Konflikt über das Ausmaß der Hellenisierung kam: Im Anschluss an Elias Bickermans „Der Gott der Makkabäer“ (1937) postulierte Hengel, dass die Maßnahmen unter Antiochos IV. nicht primär vom König ausgingen, sondern von einer Gruppe radikaler hellenistischer Reformen um den jüdischen Hohepriester Menelaos in Jerusalem.

Auf der Grundlage, dass das ganze antike Judentum durch die Hellenisierung geprägt war, zeichnete Hengel nun auch ein neues Bild von der Entstehung des Christentums: Dessen Grundideen sind seiner Ansicht nach keineswegs von nicht-jüdischen religiösen Strömungen beeinflusst und nicht sozusagen am „Rande des Judentums“ in der hellenistischen Diaspora entstanden, sondern sie wurzeln ganz und gar im zugleich palästinischen und hellenistischen Judentum.

Hinter diese grundlegende Neubewertung des Verhältnisses von Judentum und Hellenismus – und

damit einhergehend auch des Verhältnisses von Judentum und Christentum – gibt es kein Zurück. Wohl aber hat die seitherige Forschung manche Aspekte dieses Bildes hinterfragt: Insbesondere gilt das für Bickermans (und Hengels) Idee, es habe eine radikal hellenistische Gruppe von Reformjuden in Judäa gegeben, gegen die sich die ebenfalls von hellenistischer Kultur beeinflussten, aber eben doch toratreuen Makkabäer erhoben hätten. Diese Erklärung der Vorgänge unter Antiochos IV. findet heute kaum mehr Zustimmung.

Problematisch ist ebenfalls, dass sich auch aus diesem Bild merkwürdige Wertungen hinsichtlich der Entstehung des Christentums aus dem antiken Judentum ergeben können. In Antithese zu den Ansichten der Religionsgeschichtlichen Schule werden direkte (pagan-)griechische Einflüsse auf das entstehende Christentum gelehrt und es wird eine vielleicht doch allzu gerade Traditionslinie von der Hebräischen Bibel über das hellenistische (aber nicht „zu sehr“ hellenisierte) Judentum zum Neuen Testament gezogen.

„Hellenisierung“ als vielschichtiger Akkulturationsprozess

Hellenisierung wird in der heutigen Geschichtswissenschaft als ein vielschichtiger Akkulturationsprozess beschrieben. Dieser war je nach Region, sozialer Schicht und Teilbereich der Kultur unterschiedlich und ging nicht nur in eine Richtung. Es handelt sich also um ein In-, Mit- und Nebeneinander verschiedener Kulturen.

Die (immer unter Legitimationsdruck stehenden) Dynastien in den hellenistischen Königreichen verwalteten die eroberten Länder mithilfe einer kleinen griechischstämmigen Oberschicht. Auf den unteren Ebenen blieben die traditionellen

Organisations- und Verwaltungsstrukturen weitgehend erhalten. Die einheimischen Eliten nutzten allerdings die griechische Sprache und griechische Kultur, um sich gegenüber den neuen Oberherren wie auch gegenüber dem Volk darzustellen. Solche „Identitätspolitik“ – die Nutzung der in der ganzen Oikumene bekannten kulturellen Codes zur Darstellung, wer man war bzw. sein wollte – fand in unterschiedlichen Konstellationen Nachahmung und veränderte so die Kulturen südlich und östlich des Mittelmeers.

Das gilt auch für das antike Judentum. Die Übersetzung der Tora ins Griechische (Septuaginta) war der Beginn einer umfangreichen Produktion griechischsprachiger (bzw. ins Griechische übersetzter) jüdischer Literatur. Schriften wie der Aristeasbrief und Autoren wie Aristobulos, Artapanos und Philon nutzen griechische Gattungen, setzen sich mit griechischer Philosophie und Kultur auseinander und finden so neue Ausdrucksformen und Interpretationen der jüdischen Tradition. Selbst eher konservative, der griechischen Lebensweise gegenüber skeptische oder ablehnende Texte wie Jesus Sirach oder einige der Qumranschriften nehmen Impulse aus der hellenistischen Kultur auf – wie ja auch das Zweite Makkabäerbuch den „Iudaismus“ der Hasmonäerdynastie in den Formen der griechischen Geschichtsschreibung promotet.

Der Kulturaustausch zwischen jüdischer Tradition und Hellenismus verlief nicht konfliktfrei. Er führte zu einer religiösen Binnendifferenzierung innerhalb des Ethnos der Judäer mit teilweise harschen Grenzziehungen (Sadduzäer, Pharisäer, Essener). Insgesamt war er jedoch sicher eine Bereicherung, ja man kann sogar sagen: Er war überhaupt erst die Entstehung des antiken Judentums. Aus diesem entwickelten sich wiederum das frühe

Christentum und das rabbinische Judentum – und beide tragen das hellenistische Erbe weiter.

Literatur

Johannes C. Bernhardt, Die Jüdische Revolution. Untersuchungen zu Ursachen, Verlauf und Folgen der hasmonäischen Erhebung (Klio Beihefte 22), Berlin/Boston 2017.

Glenn R. Bugh (Hg.), The Cambridge companion to the Hellenistic World, Cambridge 2009.

Johann Gustav Droysen, Geschichte des Hellenismus. 1. Geschichte der Nachfolger Alexanders, Hamburg 1836.

Hans-Joachim Gehrke, Geschichte des Hellenismus, München ⁴2008.

Erich S. Gruen, Heritage and Hellenism, Berkeley 1998.

Martin Hengel, Judentum und Hellenismus, Tübingen ³1988.

PD Dr. Stefan Krauter, Universität Tübingen